

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 102 (2008)
Heft: 3

Artikel: Das Centrum Judaicum in Berlin
Autor: Kebir, Sabine / Simon, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-389942>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Centrum Judaicum in Berlin

Dr. Hermann Simon wurde 1949 geboren und war Mitglied der Ostberliner Jüdischen Gemeinde. Seit 1988 leitet er das Centrum Judaicum in der Oranienburger Straße, das die Funktionen einer Synagoge, eines Museums, eines Archivs und eines Forschungsinstituts vereinigt. Der engagierte Historiker und Museumsmann machte es zu einer modernen Begegnungsstätte mit Brückenfunktionen nach Osteuropa und Israel. Ein Gespräch über Erinnerungskultur, die Durchleuchtung der Opfer und die erste Rabbinerin der Welt.

Sabine Kebir: Oft hört das Denken über die Geschichte des Judentums beim Holocaust auf oder dreht sich nur darum. Die Stiftung «Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum» hat sich die Aufgabe gestellt, die Geschichte des Judentums möglichst integral zu pflegen und sie in Bezug zur Geschichte der Nichtjuden zu setzen. Erfüllt sie so auch ihre wichtige identitätsbildende Funktion für die heute in Berlin lebenden Juden?

Hermann Simon: Das ist sicher eine der gewaltigen Aufgaben, die wir lösen wollen. Der Zweck unserer Institution ist Erforschen, Bewahren, Erinnern.

SK: Im Haus sind auch Archivalien.

HS: Unser größter Schatz sind einige hundert Meter Akten des jüdischen Gesamtarchivs Deutschlands, das sich – mit Unterbrechungen und Verlusten – seit Anfang des 20. Jahrhunderts hier im Hause befindet. Hierher legten die jüdischen Gemeinden ihre Akten zur dauernden Aufbewahrung ab. Sie wurden von den Nazis dann unter teilweiser Beibehaltung des Personals missbraucht.

SK: Da wurden Juden zwangsverpflichtet, um Juden aufzuspüren?

HS: Ja, über das Archiv sollten Personenstandsfragen und «Abstammungen» geklärt werden. Die Leute mussten an der Verfolgung quasi zwangsweise teilnehmen. Man soll sich hüten, solche Menschen zu beurteilen, an deren Stelle man selbst nicht gestanden hat.

Jüdischsein in der DDR

SK: Sie selbst gehörten in der DDR zu dem sehr kleinen Kreis, der sich immer zur jüdischen Identität bekannte. Wie war es überhaupt möglich, ein religiös und bis zu einem gewissen Grade eben auch politisch aktives Judentum zu leben?

HW: Ich gehöre in 12. Generation zu einer jüdischen Familie, die in direkter Linie hier lebt. Mein Vater kam aus dem Berliner liberalen Judentum. Meine Mutter stammte eher aus einer orthodoxen, auch osteuropäisch geprägten Tradition.

Sehr jung bin ich – das Passiv sei mir erlaubt – in die jüdische Gemeinde eingetreten worden. Dass ich diese Entscheidung nicht selbst gefällt habe, machte die Dinge vielleicht manchmal schwerer, in gewisser Weise aber auch leichter. Ich hatte nie eine Identitätskrise, sondern wuchs ganz normal in einer Gemeinschaft hinein, der ich dann auch gern treu geblieben bin.

SK: *Haben Sie sich diskriminiert gefühlt oder Ihr Judentum geheim gehalten?*

HS: Weder noch. Das heisst aber nicht, dass es bei anderen nicht anders gewesen sein kann. Ich erinnere mich, dass ungarische Freunde erzählten, sie gingen zu den hohen jüdischen Feiertagen nicht in die nächste, sondern in eine weit entfernte Synagoge. Ihren guten Anzug hatten sie bei Dritten deponiert. Niemand sollte sehen, dass sie am jüdischen Neujahrstag im Feststaat in eine Synagoge gingen. Mein Vater dagegen schrieb dem Klassenlehrer: «Dann und dann ist das jüdische Neujahrsfest und da bleibt mein Sohn zu Hause.» Frei hatte ich nicht, ich musste zur Synagoge.

SK: *Das war die Synagoge in der Rykestrasse, die gerade rekonstruiert wurde..?*

HS: ... und überraschend schön geworden ist, lichtdurchflutet.

SK: *Sie sind im dortigen Vorstand. Kann man die Synagoge besichtigen?*

HS: Der Wunsch danach ist gross. Deshalb will das Centrum Judaicum dort ein kleines Besuchsprogramm organisieren. In diesem Jahr lag der 9. November auf einem Freitag. 69 Jahre nach der Pogromnacht haben wir einen offenen Gottesdienst gemacht, an dem 1100 Personen teilnahmen.

SK: *Wie hat sich in der DDR die Idee entwickelt, im Gebäude der im Krieg bombardierten Neuen Synagoge eine repräsentative jüdische Institution zu errichten?*

HS: Wir haben zu Hause davon gesprochen und auch innerhalb der Jüdischen Gemeinde, die sich Anfang der siebziger Jahre konsolidierte und mit Kulturver-

anstaltungen auch nach aussen öffnete. Unser Nachrichtenblatt brachte auch Artikel über das kulturelle Erbe. Man fing an, sich für den Friedhof Weissensee zu interessieren. Ich beschäftigte mich damals mit dem jüdischen Museum, das hier im Hause am 24. Januar 1933 eröffnet worden war.

SK: *Kurz vor Hitlers Machtergreifung?*

HS: Ja, eine Woche davor. Man darf Geschichte natürlich nicht in Kenntnis ihres späteren schlechten Verlaufs beurteilen. Ich wurde vom Berlin-Museum im damaligen Westberlin gefragt, ob ich eine Broschüre über die Geschichte des jüdischen Museums schreiben würde. Das Büchlein erschien zunächst in Westberlin, dann in der DDR und erlebte auch eine gesamtdeutsche Auflage.¹ Natürlich lag es 1988 dann nahe, mich zu fragen, ob ich diese Nachfolgeinstitution hier aufbauen will.

SK: *In welchen Schritten kam es zum Centrum Judaicum?*

HS: Schon in den sechziger Jahren muss es da Bestrebungen gegeben haben. Aber besonders der letzte DDR-Gemeindevorsitzende Peter Kirchner war da aktiv. Der Staat hatte einmal vor, alles abzureissen und an dieser Stelle eine Straße zu bauen. Dass es anders kam, war einigen Ostberliner Politikern zu verdanken.

SK: *Wollte die DDR auch nach aussen beweisen, dass sie die deutsch-jüdische Vergangenheit aufarbeitete?*

HS: Außen- und Innenpolitik hängen ja oft zusammen. Es wäre aber zu simpel zu behaupten, dass die Synagoge nur rekonstruiert wurde, weil Honecker nach Amerika fahren wollte. Sicher aber hing die Entwicklung auch mit dem Wunsch zusammen, die Meistbegünstigungsklausel im Handel mit den USA zu bekommen.

Fräulein Rabbiner Jonas

SK: *Ihr Haus beherbergt auch den Nachlass der völlig vergessenen ersten Rabbinerin der Welt, die 1935 ordiniert wurde. Sie hatte ihr Studium mit der heute noch*

*äusserst bemerkenswerten Arbeit abgeschlossen, ob Frauen das rabbinische Amt bekleiden dürften.*²

HS: Fräulein Rabbiner Jonas nannte sie sich, eine streitbare, mutige, beeindruckende Frau. Ein Teil ihrer Korrespondenzen sind sehr persönlicher Natur und stammen aus der Zeit kurz vor ihrer Deportation. Wahrscheinlich hat sie eine Kiste oder einen Koffer mit Sachen zusammengepackt, die ihr wichtig waren und sie hier in der Oranienburger Straße abgegeben. Für mich war der Umgang mit diesem «Nachlass» immer schwierig, der im klassischen Sinne keiner ist. Es gibt da Dinge, die auch ich nicht gelesen habe – obwohl ich ein neugieriger Mensch bin. Aber ich habe mir gesagt, das geht mich nichts an.

SK: Sie haben also Grenzen gesetzt?

HS: Ja. Ich habe es nicht jedem gegeben und nach der Wende von einem Kollegen einen furchtbaren Brief bekommen, der unterstellte, dass meine Haltung alter DDR-Gepflogenheit entspränge. Das schrieb mir ein Kollege, der aus einem Land stammte, in dem Datenschutz gross geschrieben ist. Es hat mich damals sehr geärgert.

SK: Der Datenschutz greift vornehmlich bei Lebenden.

HS: Es macht mich nervös, dass die Opfer ganz gläsern werden, dass man sich z. B. Vermögensakten anguckt von Menschen, die deportiert wurden. Das Vermögen wurde ja «verwertet» und Sie können nun nachlesen, welche Unterhose wie verkauft worden ist zu welchem Preis. Ich weiss nicht, ob man das jedes Mal auflisten muss mit einem nicht immer glaubwürdigen Betroffenheitsgestus. Die Akten der Täter sind dagegen eher milchgläsern. Da kommt man schnell an Probleme des Datenschutzes. Weil z.B. der Sohn noch lebt und da muss man Rücksicht nehmen. Ich versuche also, die Würde der Opfer zu schützen.

SK: Welche Zwecke sollte das rekonstruierte Gebäude in der DDR erfüllen?

HS: Vor 1989 hatten wir in Ostberlin nur

etwas über 200 Mitglieder. Jetzt sind es in Berlin ca. 12 000 Mitglieder, davon 70 % aus der ehemaligen Sowjetunion. Neu für uns ist die Brückenfunktion nach Osteuropa. Da ist es wichtig, dass ich in einer Arbeitsgruppe am Petersberger Dialog teilnehme, am alljährlichen Treffen zwischen Vertretern der Zivilgesellschaft Russlands und Deutschlands. Wir müssen wissen, wie es in dem Land aussieht, aus dem viele unserer Leute kommen. Russland interessiert und fasziniert mich ohnehin.

SK: Wie beteiligt sich das Centrum Judaicum am deutsch-jüdischen Dialog?

HS: Wir haben eine Veranstaltungsreihe mit der katholischen Akademie Berlin. Ich selbst bin auch Mitglied der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit und in einem Gesprächskreis beim Zentralrat der deutschen Katholiken.

SK: Wäre auch denkbar, dass hier Trialog stattfinden, d.h. auch mit dem Islam?

HS: Trialog ist in der Tat wichtiger denn je. Wenn es aber schon schwer ist, auf unserer Seite kompetente Repräsentanten zu finden, so trifft das für die muslimische Seite mindestens ebenso zu.

Deshalb ist es eine Illusion, dass man das Konzept des christlich-jüdischen Dialogs einfach um eine Komponente erweitern könnte. Es müsste auf gleichem Niveau stattfinden. Das wäre möglich, wenn wir hier ein wissenschaftliches muslimisches Zentrum hätten. Einstweilen müssen wir versuchen, in die muslimischen Gruppen hinein zu wirken. Ich habe eine Idee. Es gab in den zwanziger Jahren eine Gruppierung von vornehmlich türkischen Juden. Die stellten unter dem Dach der jüdischen Gemeinde eine kleine Gruppierung dar mit einer eigenen, der sephardischen Synagoge. Sie waren ein völlig integrierter Bestandteil der Berliner Bevölkerung, oft Kaufleute. Mit einer solchen Wanderausstellung könnten wir in Schulen in Kreuzberg und Neukölln, wo eine gross türkisch-muslimische Bevölkerung lebt, ein Diskussionsangebot machen. •

¹ Das Berliner Jüdische Museum in der Oranienburgerstrasse. Geschichte einer zerstörten Kulturstätte, 3. überarb. und erw. Auflage: Heinrich & Henrich, Teetz 2000.

² Fräulein Rabbiner Jonas: Kann die Frau das rabbinische Amt bekleiden? Ediert – kommentiert – eingeleitet v. Elisa Klapheck, hrsg. v. Hermann Simon, Berlin 2000.